

Nr. 7. Bromberg, den 12. Januar 1926.

Der Globus-Apotheker.

Ein humoristischer Reiseroman von Heinz Welten.

(12. Fortsetzung.

Minchen kaute an ihrem Federhalter. Fünfzig Jahre! Dann war Herr Langbein achtundsiebzig Jahre alt! Was sollte sie mit einem achtundsiebzigjährigen Postassistenten anfangen?

Eine Hand legte sich weich auf ihre Schulter

„Minchen! Was machst du hier so allein?“ Sie erschrak und drehte schnell das Blatt um. Eben hatte sie die Adresse geschrieben Auf kritische Fragen ist eine Gegenfrage die beste Antwort.

„Was soll ich denn machen? Warum fragst du mich?“

Dietrich Overweg setzte sich neben sie und nahm ihre Hand. Ihr Herz klopfte in Siebenachteltakt. Wenn sie eine Mutter hätte, eine richtige Mutter, wie andere Mädchen, dann stünde sie hinter der Tür und käme jetzt herein: Werdet glücklich, liebe Kinder! Werdet glücklich!

Dann könnten sie gleich umkehren und nach Haus fahren.

Aber ihre Mutter half ihr nicht, niemals. Sie mußte ihre Sache allein führen. Ganz dicht rückte sie an den Apotheker heran, so daß ihre Knie sich fast berührten. Dann haschte sie auch nach seiner anderen Hand und drückte sie. Man muß den Männer Mut machen.

„Wolltest du mir etwas sagen, liebster Dietrich?“

Dietrich Overweg schaute ihr ins Gesicht. Ein langer, tiefer Blick. Seine Augen hielten sie fest und tauchten tief in die ihrigen und gaben sie nicht wieder frei. Minchen erschauerte seelig. Sie legte den Oberkörper zurück, ihre Augen schlossen sich, ihr Mund öffnete sich ein wenig. Jetzt; — Endlich! —

„Minchen!“

„Was denn, Dietrich, mein Dietrich?“

Es war wie ein Hauch. So leise, daß nur ein sehr scharfes Ohr es hören konnte. Auf ihren Lippen, auf ihren spärlichen Augenwimpern ritten kleine Liebesgötter und zielten nach dem Herzen des Apothekers.

„Minchen. Du solltest Kummerfeldsches Waschwasser benutzen und dich mit Teerseife waschen. Du hast einen unreinen Teint. Wenn wir in Edinburgh sind, will ich dir alles besorgen. Du hast sehr viel Sommersprossen.“

Sie riß mit einem Ruck ihre Hände los und sprang jäh auf. Die Liebesgötter purzelten auf den Boden.

„Das — das ist zu viel! Das — habe — ich nicht — —“

Laut aufheulend stürzte sie davon. An der Treppe holte er sie ein und führte sie sanft zurück.

„Was ist denn, Minchen? Was denn? Ich hab's gewissermaßen doch nur gut gemeint. Ein junges Mädchen muß auf so etwas achten. Und überhaupt vom naturwissenschaftlichen Standpunkt aus! Was ist denn weiter dabei?“

Er machte ein verduztes Gesicht. Wie oft empfahl Herr Thomas Kummerfeldsches Waschwasser in der Apotheke! Er verkaufte an manchen Tagen sieben bis acht Flaschen. Niemals hatte eine Kundin geweint. Im Gegenteil. Sie waren sehr zufrieden gewesen und immer wieder gekommen. Denn das Waschwasser war ausgezeichnet.

Minchen tupfte sich mit dem Taschentuch die Augen; sie hatte ihren Fehler erkannt. Man muß den Apfel nicht pflücken wollen, bevor er reif geworden. Unreifes Obst schmeckt sauer.

„Bist du nur heruntergekommen, um mir das Waschwasser zu empfehlen? Das hätte doch auch Zeit gehabt.“

Sie lächelte schon wieder, obwohl ihre Augen noch feucht waren. Sonnenschein und Gewitterregen.

Overweg blieb ernsthaft.

„Nein, Minchen. Ich kam gewissermaßen auch, weil ich dir etwas abzubitten habe. Du weißt schon, wegen gestern abend im Tivoli.“

Sie zuckte die Achseln, straffte sich. Frauenstärke ist das Verzeihen. Sie fühlte die neue Waffe.

„Warum denn? Du hast dich gestern gut unterhalten; das war dein Recht. Wenn du nicht viel vertragen kannst, ist es nicht deine Schuld. Hast du noch Kopfschmerzen? Soll ich dir eine Flasche Selterwasser besorgen? Komm, wir wollen an Deck gehen, in der frischen Luft wird dir besser werden.“

Feurige Kohleln mußte sie auf sein Haupt sammeln. Auch die unreifsten Äpfel werden gar durch die Hitze.

Doch er schüttelte den Kopf. Er wollte noch nicht hinauf. Hier unten mußte er es zu Ende bringen. Hier war man ungestört.

„Nein, Minchen. Das ist es nicht. Aber das vor der Schaukel. Du weißt schon. Ich guckte immer durch das Opernglas und dir war es peinlich. Du wolltest mich wegziehen. Ich hab es gemerkt. Aber du mußt nichts Böses von mir denken. Ich bin kein Don Juan, bin nie einer gewesen. Es ist gewissermaßen nur, weil ein schöner Körper mich interessiert vom naturwissenschaftlichen Standpunkt aus, und schön sind die Däninnen. Das macht der Sport. Sie haben schöne Beine, vom naturwissenschaftlichen Standpunkt aus.“

Minchen riß, noch im Türrahmen stehend, an ihrer Hand, die der Apotheker wieder fest umschlossen hatte.

„'s ist schon gut. 's ist ja vorbei.“

Doch er gab sie noch nicht frei. Er wußte, was sich gehört. Man lobt nie vor einem jungen Mädchen nur die Schönheit der anderen.

„Natürlich bist du auch schön, gewissermaßen sogar sehr schön vom naturwissenschaftlichen Standpunkt aus. Die Däninnen haben lange Beine; aber du hast ein breites Becken. Das ist vorteilhafter für die Schwangerschaft. Du wirst viel leichter — — —“

Endlich hatte sie sich freigemacht und schoß die Treppe hinauf. Sie hatte einen ganz roten Kopf, als sie an Deck kam. Wenn nur jetzt niemand kam und sie fragte, was sie so lange unten gemacht habe.

Es kam niemand.

Die Mutter hatte auf dem Hinterdeck neben dem Kartenhäuschen einen stillen, windgeschützten Winkel gefunden, in den die freundliche kleine Stewardeß ihr einen Liegestuhl gestellt hatte. Hier saß sie und häkelte an einer weißen Kante mit Bogen und Sternchen, von der sie schon einige hundert Meter daheim liegen hatte. Alle Wäschestücke von ihr und von Minchen waren mit dieser Kante besetzt, die fest und dauerhaft war und sich nicht abnützte. Sie hatte den Stuhl so gestellt, daß sie das Kartenhäuschen vor sich hatte. Nun konnte sie, so oft sie von ihrer Arbeit aufsah, durch das kleine Fenster hineinschauen und den ersten Offizier, einen freundlichen, breitschultrigen Riesen mit blondem Vollbart, bei der Arbeit sehen, wenn er mit dem Zirkel die Wegstrecke abmaß. Dann sah sie nur ihn und sein kleines Stübchen und nicht mehr das Weltmeer, in dem die Haifische auf sie lauerten.

Hedda Vulpius und Elterlein saßen auf dem Vorderdeck, vorn an der Spitze. Dorthin hatten sie ihre Klappstühle gestellt, um ungestört plaudern zu können. Es hatte sich

ganz von selbst so gemacht. Sie waren beide schwindelfrei und das leichte Heben und Senken der Schiffsspitze war ihnen nicht unangenehm. Daß sie wieder zusammensaßen, entsprang keiner bestimmten Absicht, sondern ergab sich aus den Umständen. Sie waren beide zusammen auf einem kleinen Schiff, auf dem man sich fortgesetzt begegnen mußte, wenn man nicht in seiner Kabine bleiben wollte. Auch hatten sie nur wenige Bekannte, den Apotheker mit seinen beiden Damen und den Lehrer, der sich gleich nach dem Essen auf das Hinterdeck zurückgezogen hatte. Er hatte aus drei Stühlen eine Kulisse aufgebaut, Bücher um sich aufgestapelt und arbeitete. Denn er wollte morgen über Island in der Vergangenheit und Gegenwart einen Vortrag halten.

Langsam stieg die große goldene Sonnenscheibe am Horizont nieder. Kleine Cirrus- und Kumuluswölkchen zogen am Himmel auf. Hedda Vulpius atmete tief die kräftige, staubfreie Luft.

„Wie kam es, daß Sie den Vortrag des Dr. Heinicke in Pankow besuchten? Wohnen Sie in Pankow?"

Sie schüttelte den Kopf.

„Nein, wir wohnen am Schöneberger Ufer. Bei der Potsdamer Brücke. Wenn Sie dort Bescheid wissen. Ich war zufällig bei einer Freundin in Pankow zu Besuch. Und da sie zum Vortrag gehen wollte, ging ich mit. So kam ich zu dieser Reise. Denn ich hatte Dr. Heinicke sofort mitgeteilt, daß ich gern mitfahren würde."

„Dürfen Sie so selbständig bestimmen? Sie haben doch Eltern."

„Nur einen Vater. Ich habe meine Mutter nie gekannt. Sie starb bei meiner Geburt."

„Und Ihr Herr Vater erlaubte Ihnen sofort . . ."

Sie lachte. „Ich hab ihn gar nicht gefragt. Das hab ich ganz vergessen."

Dann wurde sie ernst.

„Vati ist der beste Freund, den ich auf der Welt habe. Und ich bin auch sein einziger Freund. Wir beide haben nur uns. Wir gehören zusammen. Aber darum stören wir einander doch nicht. Jeder geht seinen eigenen Weg. Er liebt die See nicht, sonst wäre er mitgekommen. Im Sommer reist ich immer allein."

„Und er hat nichts dagegen, daß Sie so allein in der Welt herumfahren? Ich könnte verstehen, daß man einen Sohn so selbständig erzieht. Aber ein Mädchen?"

„Vati denkt gerade umgekehrt. Er sagt, einen Jungen muß man beschützen, weil er lange unselbständig ist, weil ihm vieles gefährlich wird. Bei einem Mädel ist es anders. Die muß sich selbst beschützen. Und wenn sie das nicht kann, nützt aller Schutz nichts. Gelt, mein Vater ist ein komischer alter Herr?"

„Ich möchte ihn kennen lernen."

„Wills ihm bestellen. Wir sind im Oktober zur Lese immer im Aartale, in Walporzheim, auf unserem Weingut. Wollen Sie uns einmal besuchen? Der Walporzheimer ist gut."

Er lachte. „Es gilt. Zum Herbst in Walporzheim, wenn wir uns bis dahin nicht tödlich verfeinden oder sonst irgend ein Unglück passiert. Warum haben Sie sich übrigens dieser Islandfahrt angeschlossen? Sind Sie eine so fleißige Germanistin oder treiben Sie Geologie?"

Sie schüttelte den Kopf.

„Ich studiere überhaupt nichts. Sie überschätzen mich. Ich habe nicht einmal das Abiturientenexamen gemacht, obgleich ich auf dem Gymnasium war. Ich bin durchgeplumpst."

Er war überrascht; das hatte er nicht erwartet.

Sie lachte über sein Gesicht.

„Ja, ich bin richtig durchgeplumpst. Ganz richtig. Die Mathematik hat mir das Genick gebrochen und die Geschichte. Und was ich nicht mag, dazu zwing ich mich auch nicht."

„Es ist schade."

Sie hielt sich die Ohren zu. „Ich weiß schon. Der Starke, der sich selbst bezwang. Gehorsam ist des Christen Schmuck und so weiter. Ich weiß alles, was Sie sagen wollen."

Jetzt lachte er auch. „Ganz so wollte ich es nicht sagen. Aber lassen wir es! Sie sind mir auch noch die Antwort schuldig. Weshalb kommen Sie mit nach Island?"

Sie überlegte. „Eigentlich aus einem recht kindischen Grunde. Das Reisen hat es mir angetan. Ich reite sehr gern und acht Tage lang über Islands Lavafelder zu reiten, denke ich mir herrlich. Es ist fast wie eine Wild-West-Geschichte von Karl May. Ich habe sie als Kind alle verschlungen. Sie auch?"

Er wurde ernst. „Ich hatte als Kind keine Zeit zum Lesen. Ich mußte arbeiten für die Mutter und mich. Zeitungen austragen und Botengänge machen. Ich bin nicht auf der Sonnenseite geboren."

„Aber die Sonne kam schließlich doch noch, gelt?"

Er blickte vor sich hin und gab keine Antwort. Ein leichter Abendwind hatte sich aufgemacht und hob stärkere Wellen aus dem Wasser. Sie zog fröstelnd die Jacke über der Brust zusammen. Er sah es.

„Sie werden sich erkälten. Es wird kühl. Soll ich Ihnen ein Plaid holen oder wollen wir hinunter gehen?"

Sie stand auf.

„Keines von beiden. Sie werden hier sitzen bleiben. Ich liebe keine Galanterien. Wir sind gleichwertige Menschen. Ich bediene Sie auch nicht."

Wider Willen mußte er lachen.

„Das schwache Geschlecht! Sie schießen mit Kanonen nach Spatzen. Ich bin noch niemals galant gewesen."

Sie setzte sich wieder hin. „Dann ist es gut. Ich kann die galanten Männer nicht leiden. Sie wollen uns immer einreden, daß wir hilflos sind und sie nötig haben. Ich kann sie entbehren. Mein Vater genügt mir. Ja, wenn alle wären wie er. Weshalb fahren Sie übrigens mit? Auch wegen des Reitens?"

„Beinahe. Ich stelle es mir schön vor, einmal von aller Zivilisation losgelöst zu sein, keine Zeitung zu sehen, kein Telephon zu hören, keine Trambahn, keine Eisenbahn."

„Das hätten Sie in Deutschland auch haben können, in irgend einem Walddorf. Im vergangenen Jahre war ich in Ernsttal im Odenwald. Das wäre vielleicht etwas für Sie gewesen."

„Nicht so ganz. Ich bin meiner nicht sicher. Vielleicht hätte ich mich auf dem Dorf gelangweilt und wäre bald ausgerückt. Auf Island muß man aushalten."

Andere Passagiere kamen in ihre Nähe und zwangen sie leiser zu sprechen. Deutsche Touristen in den typischen Lodenanzügen, die ebenso praktisch wie geschmacklos sind, Dänen und Däninnen in heller Sommertracht oder in Marineanzügen.

„Es ist schade um unsere Landsleute. Sie sind so klug und so bescheiden. Aber sie wissen nicht, sich anzuziehen. Man lacht über sie."

Elterlein hielt den Finger an den Mund.

„Pst! Man könnte uns hören."

Ein junger Mensch, blonder Lockenkopf mit rotbackigem Kindergesicht, erklärte seinem Nachbar sein Reiseprogramm. Er wollte nach Reykjavik fahren, um einige Konzerte zu geben. Denn er hatte einen Freund, der dort wohnte, so daß ihn der Aufenthalt nichts kosten würde. Auch hatte er von der Dampfergesellschaft eine Fahrkarte zum halben Preise erhalten.

„Als Künstler, verstehen Sie?"

Er war Pianist, noch Schüler am Dresdner Konservatorium; doch schon ausgebildet genug, um ein Konzert auf Island wagen zu können. „Eingebildet genug," sagte Hedda Vulpius. Elterlein lachte.

Ein Mann mittlerer Jahre in hellgrauem Sommeranzug ging mit einem Spazierstock über das Deck; er umkreiste das ganze Deck mit gleichmäßigen Schritten. Sobald er seinen Rundgang beendet hatte, blieb er am Kartenhäuschen einen Augenblick stehen, zog einen Schrittmesser aus der Tasche und las die Anzahl der registrierten Schritte ab. Dann ging er weiter. Schon viermal war er an ihnen vorbei gekommen. Eine weiche, schlanke Blondine mit blauen Augen, roten Wangen und einem Näschen von zierlicher Keckheit rekelte sich in einem Lehnstuhl, den sie neben das Ankertau geschoben hatte. Hinter ihr stand ein schlanker junger Mann in dunkelblauem Marineanzug. Sie unterhielten sich dänisch. Er sprach leise, nur für sie bestimmt; sie antwortete so laut, daß alle in der Nähe Stehenden es hören mußten. Sie hatte ein unangenehm klingendes, weinerliches Organ.

„Heulboje," sagte Hedda Vulpius.

Frau Enkelmann kam aus ihrem Schlupfwinkel vor, mit dem Häkelzeug in der Hand. Sie hatte es mit der Angst bekommen. Wenn nun etwas passierte, ein Sturm oder ein Schiffbruch? Der Mann im Kartenhause hatte ein sehr ernstes Gesicht gemacht. Sie hatte es durch das Fenster deutlich gesehen.

(Fortsetzung folgt.)

Die reiche Frau.

Skizze von Grete Massé.

Herr Hugo Perthes ging prüfenden Blickes durch die Straßen. Bald blieb er, überall suchend, vor diesem, bald vor jenem Schaufenster stehen.

Es war nicht leicht, seiner Frau, die alle Dinge der Notwendigkeit und des Luxus im Übermaß besaß, noch etwas Neues zu schenken. Morgen war ihr Geburtstag. Er hatte für sie einen Pelz gekauft, obwohl sie schon drei besaß, einen Brillant-Anhänger, obwohl sie im Laufe ihrer Ehe so viel Schmuck von ihm bekommen, daß sie ihn zu jedem Kleid wechseln konnte. Obst, Süßigkeiten, Zigaretten, Wein, Liköre

würden als Selbstverständlichkeiten auf dem Geburtstagstisch stehen, ohne von Gabriele besonders beachtet zu werden.

Irgend etwas hätte er gerne noch gekauft, das ein wenig aus dem Rahmen des Gewohnten fiel, das so apart war, daß es auch die Aufmerksamkeit einer Frau erregte, die, seit sie ihn geheiratet, immer alle ihre Wünsche erfüllt bekommen.

Am besten dazu eignet sich wohl, dachte er nach längerem Besinnen, ein Kunstgegenstand. Eine Bronzefigur, ein Bild oder eine Statue aus Marmor. Er trat in eine große Kunsthandlung ein. Der Inhaber selbst, dem der Großindustrielle Perthes wohl bekannt war, führte ihn in den Räumen umher und zeigte ihm bald dieses, bald jenes. Perthes fand nichts, was zu kaufen ihm wohl große Lust gemacht hätte.

„Vielleicht erwerben Sie eine Mappe ganz neuer Radierungen von einem sehr begabten Künstler. Er befindet sich nur auf der Durchreise in der Stadt. Durch unvorhergesehene Zwischenfälle, die ihn getroffen, ist ihm das Geld ausgegangen. Er will morgen wieder vorfragen, ob ich seine Arbeiten verkauft habe. Mit dem Gelde könnte er in die Heimat zurückkehren", sagte der Ladeninhaber und brachte eine große, rote Leinenmappe herbei.

Perthes warf nur einen flüchtigen Blick auf die Mappe mit den Radierungen. Er selbst verstand nicht viel davon. Es war ihm aber bekannt, daß Gabriele Sinn und Verständnis für Zeichnungen hatte.

Da er wirklich nicht wußte, was er kaufen sollte und der Preis für die Radierungen ein sehr mäßiger war, zahlte er den Betrag und ließ sich die Mappe einpacken.

Diese Bilder waren am Geburtstage das einzige, was von den vielen Geschenken auf Gabriele Eindruck machte. Sie hatte sich gleich nach dem Morgenkaffee mit der Mappe in ihr eigenes Zimmer zurückgezogen. Und da erst — als sie allein war und Blatt für Blatt prüfend an ihren Augen vorbeiziehen ließ, entdeckte sie ein Zeichen, das sie in Bestürzung versetzte. Jedes Blatt war signiert mit dem Namen H. Müller-Wehlau, wie Heinz Müller, ihr erster Mann, seine Bilder zu signieren pflegte.

Sie war kaum siebzehn Jahre alt gewesen, als sie ihn geheiratet hatte.

Zwei Jahre währte die Ehe. Dann verließ Gabriele ihren Mann. Die Liebe in ihrem Herzen war erloschen. Sie hatte keine Lust mehr, an seiner Seite zu hungern, zu darben, sich alles zu versagen, was das Leben einer Frau angenehm machen kann. Sie war blendend schön und begabt mit einer süßen, klaren Stimme, die sich, wie ihr der sie prüfende Kapellmeister versicherte, hervorragend für das Konzertfach eignete.

Der Tod ihres Vaters machte ihr die kleine Erbschaft frei; diese verwandte sie zum Studium. Sie hatte Erfolg — aber der Beruf der Konzertsängerin war, gemessen wenigstens an ihren Ansprüchen und Lebensgewohnheiten, wenig ertragreich. Es war ihr gar nicht unlieb, als in ihrem siebenundzwanzigsten Lebensjahre der reiche Großindustrielle Perthes um sie warb und ihr somit Gelegenheit gab, auf gute Manier der Konzertlaufbahn entsagen zu können.

Der Luxus, den sie ersehnt, ward ihr zuteil. Sie besaß eine Villa in der Stadt, ein Landhaus an einem See, eine Besitzung in den bayerischen Bergen. Sie verfügte über Autos, Reitpferde, Schmuck, kostbare Kleider und Geld. Aber bald erkannte sie mit Entsetzen, wie rasch sie all der Dinge, die sie ihr Leben lang so heiß ersehnt, überdrüssig zu werden begann. Auch Perthes, ihr Mann, wußte sie auf die Dauer nicht zu fesseln. Am liebsten ging sie ohne ihn auf Reisen und streifte, überall sogleich von einem Schwarm von Bewunderern umgeben, durch die Welt.

Ihr kunstgeübtes Auge erkannte in den Radierungen rasch den Künstler von Rang. Wie war Heinz gewachsen und gereift in den Jahren ihrer Trennung. Einen seines Zieles Unkundigen, einen Sucher, einen Irrenden hatte sie verlassen. Einen Gereiften, einen Meister, einen Könner fand sie in diesen Radierungen wieder, Fülle des Gestaltens, Reichtum der Seele, Vollendung der Form ward jedem Kunstverständigen auf den ersten Blick offenbar.

Während sie die Radierungen, die ihr ein köstliches Künstler- und Menschentum enthüllten, andächtig und langsam betrachtete, stand unten im Arbeitszimmer Heinz Müller vor dem Industriellen Perthes. Er erklärte ihm, daß er den gestrigen Kauf rückgängig zu machen wünsche, da man ihm hier in der Stadt Geld vorgestreckt habe. Er forderte seine Radierungen zurück.

„Verkauft, Herr, ist verkauft", sagte Perthes.

„Ich zahle Ihnen die Summe, die Sie gezahlt haben und bitte um mein Eigentum. Es kann Ihnen gleich sein, ob Sie diese Radierungen haben oder andere. Mir — mir aber sind sie unersetzlich."

„Ich werde mit meiner Frau sprechen," sagte Perthes. „Ich habe sie ihr zum Geburtstag geschenkt."

Perthes trat in Gabrielens Zimmer. Sie hörte ihn an.

„Ich werde selbst mit dem Künstler sprechen," sagte sie, stieg allein die Treppe hinab und hielt dabei die Bilder, die sie liebte, fest an sich gepreßt.

Schweigend standen sich die einstigen Eheleute gegenüber. Gleichgültig musterte der Mann die Frau. Mit Blicken, in denen sich immer bewußter verschüttete Liebe auftat, betrachtete sie ihn.

„Laß mir die Bilder, Heinz," sagte sie. „Sie waren heute an meinem Geburtstage meine einzige Freude."

„Ich habe keinen Anlaß, Ihnen eine Freude zu bereiten, gnädige Frau. Sie haben mir einmal den schwersten Kummer meines Lebens verursacht. Ich hätte mit Ihnen eine Schuld zu begleichen. Aber ich verzichte! Sie sind mir der Worte dazu nicht mehr wert. Hier ist Ihr Geld! Geben Sie mir mein Werk!"

Sie wagte keine Entgegnung. Stumm ließ sie die Mappe in seine Hände gleiten. Stumm entfernte er sich.

Sie sah ihm nach, bis sich die Türe hinter ihm schloß. Sie zog den Pelz fester um ihre Schultern. Sie fror. Sie zitterte. Und plötzlich erkannte sie: Reich war sie einmal gewesen in einem armen Haus, arm war sie jetzt in einem reichen. . . .

Ein Romankapitel in den Katakomben.

Nach einer Erzählung wiedergegeben von
Wilhelm Georg.

Es war in Rom an einem sonnenhellen Frühlingstage des Jahres 1923. Der Himmel erstrahlte im wundersamsten Blau und die Fontänen der ewigen Stadt grüßten im blendenden Silberglanz. Vor dem Trappistenkloster über den Katakomben des Heiligen Calixtus an der Via Appia Antica 52 zu Rom hatten sich einige Dutzend Touristen: Deutsche, Engländer, Franzosen und Amerikaner eingefunden, um unter Führung der sprachkundigen Mönche in die labyrinthischen Gänge, die sich unter den Straßen Roms dahinziehen, hinabzusteigen. Aus der Welt des Lichtes in die Nacht der Finsternis, wo seit ein und einhalb Jahrtausend in den Katakomben Menschengebeine modern . . .

Ein Besuch der Katakomben in der ewigen Stadt gehört zum Reiseprogramm; die Führer sind darauf eingestellt. Man sortiert die Touristen nach Nationen; jede Gruppe erhält einen Mönch vom Orden der reformierten Cistercienser Unserer Lieben Frau von La Trappe, der den Weg weist und Erläuterungen gibt. Es geschieht das nicht in der mechanischen Art, wie sie die Kastellane in Ritterburgen und Schlössern lieben, die bei ihrer Erklärung aufgezogenen Automaten gleichen, sondern die Mönche dozieren mit Geist und Verständnis.

Dann noch ein Modus, der mir gefiel: Man verkauft wohl Alben mit Ansichten und Erläuterungen der Katakomben, die einen populär-wissenschaftlichen Charakter tragen, aber man gibt keine Eintrittskarten aus, die in diesem Falle einen etwas profanen Beigeschmack haben würden. Die Sache wird hier etwas sinniger angefangen. Jeder Fremde erhält einen dünnen Wachsstock, der an dem Spazierstock befestigt werden kann; diese Wachsstöcke werden entzündet an der Kerze der Mönche, der uns als Führer und Begleiter dient. Die Mönche, denen die Askese ein ernstes, sinnendes Antlitz gibt, schreiten in weißen Kutten voran, scharf zeichnet sich auf dem weißen Felde das schwarze Skapulier ab; Licht, auf das ein Schatten fällt! Schier endlos ist der Weg in die Welt des Schweigens; der flackernde Kerzenschein huscht über staubige Gräber und Grüfte, haftet einen Augenblick auf den in Stein gehauenen Inschriften, Monogrammen und geheimnisvollen Zeichen . . .

Leiser Dunst steigt empor aus den Wachsstöcken und wird wieder herabgedrückt von dem eisigen Hauch der Unterwelt. Die deutsche Gruppe schließt den Zug der Besucher; aus der Basilika des Hl. Sixtus und der Hl. Cecilia geht es weiter nach der Papstkapelle, in deren im Hintergrund eingemauerten Altarnische, die von zwei hohen Säulen flankiert wird, die Mönche zum Gebet niederknien. Beim Scheine der sechs Altarkerzen kann ich den Pater deutlicher sehen, der unsere Gruppe führt. Eine hochgewachsene Gestalt, die, der Gedanke kommt mir, ich weiß nicht wie, ebenso gut (oder vielleicht noch besser) im — Offiziersrock stecken könnte wie in der Kutte. Er spricht das Deutsch mit einem ganz leisen Anflug der Leute in Niedersachsen, in der Gegend der Wasserkante. Ein baritonal gefärbtes, klangvolles Organ; der Kopf massiv, in seiner Form durchaus symmetrisch und dann die Augen — stahlblau . . . Sie können auch stahlhart blicken, so kommt es mir vor. Um den Mund ein eigentümlicher Zug der Weltverachtung ausdrückt, ein Zug, der sich tief eingräbt, wenn der Mönch eine jener fein-ironischen Bemerkungen macht, über die nur der verfügt, der über allen Dingen steht. Zuweilen klingt auch so etwas wie ein sarkastischer Humor aus den Sätzen, die er spricht, wenn er

die Besucher auf diese oder jene Kleinigkeit, an denen wir vorbeischreiten, aufmerksam macht.

Der Mann interessiert mich und — ich ihn? Es gibt Dinge, die man errät, vielleicht auch empfindet. So verspüren wir es unwillkürlich, wenn wir persönlich jemandem, mit dem wir sprechen, nicht gleichgültig sind. Jedenfalls war mir aufgefallen, daß der Mönch mich wiederholt und scharf fixierte. Ich komme bei unserer Wanderung mit ihm ins Gespräch. „Wo sind Sie her?“ fragt er mich scheinbar gleichgültig. Ich habe das seltsame Gefühl, als ob er sich die Frage selbst beantworten könnte und als ob sie nur gestellt sei, um mit mir über Dinge zu plaudern, die ihm vielleicht näher liegen, als diese konventionelle Frage. Ich bleibe in meiner Antwort nicht ganz bei der Wahrheit, weil ich mir sage, es kommt vielleicht auf den Ort nicht so genau an. Aus B . . . sagte ich. Ach so aus B—heim, erwidert er, nachdrücklich die letzte Silbe der Stadt betonend, die ich eben unterschlagen hatte. Dabei fixierte er mich, als könne er in dem tiefsten Winkel meines Inneren lesen. Ich stellte mich überrascht. Er blieb ruhig. Mir schien's für einen Augenblick, als verliere sein Auge die Härte. Er hält nun den Wachsstock in der Linken und wischt sich mit dem rechten Ärmel der Kutte die Augen. Sie glänzen feucht . . . Oder tut's der Qualm der Kerze? . . . Ich weiß jetzt, daß er mich sehr genau kennt. Mir ist er fremd! „Hat nicht vor zwei Jahrzehnten bei Ihnen ein Duell zwischen zwei Offizieren stattgefunden?“ frug er scheinbar nebenbei. Dann fuhr er nach einer Pause fort: „Ja, ja, es war bei Ihnen, ein Leutnant und ein Stabsarzt standen sich gegenüber. Der Stabsarzt ist dabei auf den Rücken gefallen!“ klang es in eigentümlichem Tonfall, fast flüsternd neben mir. Ich konnte mich wirklich nicht erinnern. Möglich . . . Dann begann er wieder ohne Betonung, wie mechanisch, die Grabstätten und ihre Inschriften zu erklären. Ich hörte kaum auf den Inhalt der Erklärung. Der Mönch interessierte mich jetzt mehr als die Katakomben mit den Atomen der Gewesenen . . .

Da mit einem Male kam wieder der Sarkasmus durch in seinem Vortrag. Er zitiert — Goethe: „Und so bleibt auch in ewigem Frieden, die Finsternis vom Licht geschieden!“ Wir waren am Ende unserer Wanderung, stiegen empor ins Sonnenlicht. Noch einmal glitt mein Blick forschend über das Antlitz dieses Mönches. Er erriet vielleicht, was ich fragen wollte, aber aus Taktgründen nicht fragen durfte. „Ich habe mir eine Selbstprüfung auferlegt!“ betonte er langsam und mit Nachdruck. Mit einem Male war er so ganz anders wie vorhin. Der ironische Zug um die Mundwinkel war verschwunden, nur ein leises Zucken bemerkbar. Dann gab er mir die Hand und schritt mit schweren, schleppenden Schritten, die in seltsamem Kontrast zu der hohen, sehnigen Figur mit den breiten Schultern standen, mit Schritten, als ob er eine mir unsichtbare Kette trage, der geöffneten Klosterpforte zu. Morgen werden andere kommen und auch die wird er führen müssen in die unterirdische Stadt . . .

*

Zu Hause angekommen, hatte ich das Erlebnis bald vergessen. Da fiel mir eines Tages beim Aufräumen alter Papiere ein vergilbtes Zeitungsblatt in die Hand. Ich las darin, wie man in einer alten Zeitung liest. Langeweile . . . Da springt mir im lokalen Teil eine Notiz in die Augen, in der es heißt: „Im Gehölz von N. fand heute ein Pistolenduell zwischen zwei Offizieren statt. Einer der Duellanten — es soll ein Stabsarzt gewesen sein — wurde durch einen Schuß in die Lunge getötet. Er starb auf dem Transport. Die Ursache des Zweikampfes ist unbekannt.“ Und ich erinnerte mich jenes Gesprächs in den Katakomben von Rom, hörte den Klang der Stimme des Mönches: „Ich habe mir eine Selbstprüfung auferlegt!“

Ich warf das Blatt ins Ofenfeuer und sah, wie die Flammen gierig das trockene Papier verschlangen . . .

Der Tod auf der Straße.

(Nachdruck verboten.)

Berlin, Januar 1926.

In erschreckendem Maße wachsen die Gefahren für den Einzelnen im Gewoge des Verkehrs.

Die Zahl der jährlich allein im Straßenbahnverkehr in Deutschland Verunglückenden beträgt zwischen 30 und 40 000 Personen. Dazu kommen noch 3000 Menschen, die im Eisenbahnverkehr verunglücken. Von letzteren sind etwa 1300 Tote. In Berlin verunglückten im Jahre 1924 3150 Menschen. Ein paar Vergleiche illustrieren das: Wenn man alle Verunglückten irgendwo ansiedeln würde, so würde man in sieben Jahren eine Stadt von der Größe Stettins geschaffen haben. Um ein Heer, wie die Reichswehr, zusammenzustellen, brauchte man nur 3 Jahre.

In Berlin wurde durch die Unfallstatistik festgestellt, daß von 100 Unfällen und Zusammenstößen allein 60 durch Kraftwagen verursacht wurden. An zweiter Stelle, zwar in großem Abstand, stehen die Straßenbahnen mit 15 Prozent; es folgen Motorräder mit 10, Pferdegespanne mit 8 und Fahrräder mit 7 Prozent. Die hohe Beteiligung der Autos deutet jedoch noch nicht auf die Gefährlichkeit dieser Beförderungsmittel an sich hin. Vielmehr muß man sich die rapide Häufung der Zahl der Autos in den letzten Jahren vorstellen. Die Anlage der Straßen und Plätze ist nicht mit der weiten Voraussicht erfolgt, und außerdem schreitet die Organisation der Sicherheit des Verkehrs bei weitem nicht so schnell vorwärts wie die Ausdehnung des Verkehrs selber.

Eine ernste Lehre sollte es sein, daß in Deutschland jährlich allein 6000 Kinder im Straßenverkehr verunglücken.

Männliche Ueberheblichkeit hat die Auffassung geschaffen, als seien vor allem die Frauen im Gewirr des Verkehrs hilflos und den Gefahren eher ausgeliefert. Auch hier widerlegt die Statistik ein altes Vorurteil. Von den verunglückten Fußgängern sind nur 20 Prozent Frauen, während vier Fünftel Männer sind. Bei den Fahrgästen der Eisenbahn entfallen auf eine Frau immer zwei Männer. Die Behauptung, daß es vor allem unsere Damen seien, die sich auf der Straße in Gespräche vertieften und ihre Umgebung vergäßen, dürfte also durch die Statistik wieder einmal widerlegt sein. Auch auf der Straßenbahn sind wohl die Damen nicht so ungeschickt, wie man sie glauben machen will. Hier stehen sogar einem Frauenunfall drei Männerunfälle gegenüber.

In Amerika hat jeder sechste Bürger ein Auto. Nicht nur der Herr und die Gnädige, sondern auch der Buchhalter, das Hausmädchen, die Waschfrau — sie alle haben ihren kleinen Fordwagen. Der Verkehr umfaßt also drüben ganz andere Dimensionen als bei uns. Doch hat man es dort verstanden, das Verkehrswesen so schnell und sicher in die Hand zu bekommen, daß dort Unfälle in einem Maße wie bei uns nicht möglich sind.

Die genaue Untersuchung der Schuldfrage bei uns weist sehr häufig auch nach, daß in vielen Fällen dem Passanten ein Verschulden zuzumessen ist. Er hat sehr häufig nicht nur sich, sondern auch andere Menschen durch seine Leichtfertigkeit oder seine Hilflosigkeit gefährdet oder gar geschädigt.

Auch in der Erziehung des Bürgers für seine Rolle im Verkehr der Straße ist Amerika wieder vorbildlich und sollte es auch für uns in vielem sein. Durch den Film und kurze, markante Warnungen an lebhaften Straßenpunkten werden die Erwachsenen gewarnt. An einer Straßenkreuzung sieht sich der Fußgänger plötzlich dem grell angestrichenen Bild des Todes gegenüber. „Dieser wartet hier auf dich — sieh dich um!“ steht darunter. In den amerikanischen Schulen werden täglich, vor Schluß des Unterrichts, Belehrungen zur Verhütung von Straßenunfällen erteilt. Und so wird die Jugend zweckmäßig erzogen, dem Phantom Straße furchtlos und doch mit gebotener Vorsicht ins Auge zu sehen.

Der Weg vom Leben in den Tod ist oft nur ein Schritt, fünf Sekunden zu spät oder zu früh über den Fahrdamm getan.

Niki Fürst.

Lustige Rundschau



Kindermund. „Kurt, du bist ein unartiges Kind, du wirst heute ohne Abendbrot ins Bett gehen“, sagte die Mutter. „Das geht nicht, Mutti“, erwidert Kurtchen, „was wird dann mit meiner Medizin, die ich nach dem Essen nehmen soll?“ — Physik war schon immer Günters schwache Seite gewesen. Heute kommt er aber aus der Physikstunde freudestrahlend nach Hause. „Jetzt habe er“, so erklärte er, „erst Freude an diesem Unterrichtsfach gefunden.“ — „So?“ frage ich, „was nehmt ihr denn jetzt gerade durch?“ — „Das Gesetz der Trägheit!“ — Bubi: „Wo haben Sie denn Ihre Haare gelassen?“ Besucher: „Die hab' ich verloren, mein Junge.“ Bubi: „Suchen Sie man ordentlich! Mama hatte ihre neulich auch verlegt und nachher hat sie sie doch widergefunden.“

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.